

Adolf Jülicher

Das Wesen der Gleichnisse Jesu (1910)

Jeder Rhetoriker und jeder Redner oder Dichter der neueren Zeit versteht unter Parabel, Fabel und Allegorie etwas anderes.

(50)

Ich definiere das *Gleichnis* als *diejenige Redefigur, in welcher die Wirkung eines Satzes (Gedankens) gesichert werden soll durch Nebenstellung eines ähnlichen, einem andern Gebiet angehörigen, seiner Wirkung gewissen Satzes*. Ausgeschlossen ist damit jede Verwechslung und Vermengung mit der *Allegorie* als *derjenigen Redefigur, in welcher eine zusammenhängende Reihe von Begriffen (ein Satz oder Satzkomplex) dargestellt wird vermittelt einer zusammenhängenden Reihe von ähnlichen Begriffen aus einem andern Gebiete*. (80)

Jesu Gleichnisse sind klar und unmissverständlich gewesen: aber wir besitzen sie eben nur in verstümmelter Form. Namentlich das abgekürzte Gleichnis, bei dem die Sachhälfte entweder ganz fortgelassen worden oder nur in einem Ansatz vorhanden ist, erlangt die Klarheit durch den Zusammenhang, in den der Redner es stellt, die meisten Reden Jesu aber, auch die parabolischen, sind uns leider zusammenhangslos oder in falscher Verbindung aufbewahrt worden. Kurzen Denksprüchen, präzise formulierten Geboten schadet das wenig; die Bildrede verliert durch Loslösung von ihrem Mutterboden, es sei denn, dass sie von Hause aus in Vereinzelung, wie das Rätsel wohl stets, vorgetragen wird. Jesu Gleichnisse sind, wie auch die Evangelisten noch fühlen, grösstenteils innerhalb grösserer Reden, bei bestimmten Veranlassungen zu Angriffs- oder Verteidigungszwecken gesprochen worden: sobald wir das den ersten Hörern immer bekannte Thema nicht kennen oder von unsern Berichterstatlern auf falsche Bahnen gewiesen werden, muss Unsicherheit in der Exegese Platz greifen. Aber das ist nicht die Schuld der Redeform, so wenig wie des Redners, sondern lediglich der Ueberlieferung. Das edle Rhetorische lässt sich nicht ohne Schaden von seinem Platze reißen und in Magazinen für spätere Borger aufspeichern; was fein und lieblich ist, in der Sprache wie im Gedanken, muss man in seiner Heimat studieren!

Indess der Kreis der Parabeln Jesu reicht weiter. Gerade die berühmtesten synoptischen παραβολαί sind bisher von uns noch nicht erwähnt worden. Wir unterscheiden sie von den eigentlichen Gleichnissen als eine besondere Klasse, und der Bibelleser hat von jeher solch einen Unterschied empfunden, die hermeneutische Kunst sich wenigstens bemüht ihn begrifflich festzulegen. (92)

Die volle Gleichartigkeit zwischen »Bild« und »Sache« ist hier verschwunden. Das Bild liegt immer in der Vergangenheit, die Sache nicht. Beim Gleichnis verstand sich die Identität der Zeitform auf beiden Seiten von selbst. Und das scheint nicht der einzige Unterschied zu sein. Das Bild im *Gleichnis* ist der jederman zugänglichen Wirklichkeit entnommen, weist hin auf Dinge, die jeden Tag geschehen, auf Verhältnisse, deren Dasein der schlechteste Wille anerkennen muss (...) Hier dagegen werden uns Geschichten erzählt, frei von Jesus erfundene, zum Teil mit einer selbst in kleinen Nebenzügen verschwenderischen Ausführlichkeit; nicht, was jeder tut, was gar nicht anders sein kann, wird uns vorgehalten, sondern was einmal jemand gethan hat, ohne zu fragen, ob andre Leute es auch so machen würden. (93)

Wir finden zunächst dieselbe Redeform wieder wie bisher, nur in einer höheren Potenz. Die παραβολαί der zweiten Klasse unterscheiden sich von den reinen Gleichnissen nicht mehr als die allegorische Erzählung von dem allegorischen Satz (...), sodass wir mit dem Namen Gleichniserzählung auskämen. Aber längst ist uns ein besonderer Name für diese Gattung von Redeformen geläufig: die Fabel. (94)

Die Mehrzahl der *παραβολαί* Jesu, die erzählende Form tragen, sind Fabeln, wie die des Stesichoros und des Aesop. Ich kann die *Fabel* nur definieren als die *Redefigur, in welcher die Wirkung eines Satzes (Gedankens) gesichert werden soll durch Nebenstellung einer auf anderm Gebiet ablaufenden, ihrer Wirkung gewissen erdichteten Geschichte, deren Gedankengerippe dem jenes Satzes ähnlich ist.* Die Zweigliedrigkeit ist hiermit der Fabel wie dem Gleichnisse zugesprochen. Den hiehergezogenen »Parabeln« kann man sie nicht wohl abstreiten, denn ihre fast konstante Einleitung: das Himmelreich ist ähnlich . . . hat bloß Sinn, wenn von zwei verschiedenen Objekten die Rede ist. Den Buchstaben dieser Einleitungsformel zu pressen geht nicht an; denn einem auf Reisen gehenden Menschen, oder zehn Jungfrauen, worunter fünf thörichte, kann das Himmelreich im Ernste nicht gleichgestellt werden; es bedeutet etwa: Im Himmelreiche geht es so her wie in der folgenden Geschichte; oder: Im Himmelreich wird nach dem Gesetz verfahren, das in folgender Erzählung herrscht. Wohl aber hat man in der Fabel die Zweigliedrigkeit geleugnet und bisweilen auch darum gegen ihre Identifizierung mit evangelischen Parabeln protestiert. Der Fabel ist es nämlich bis heute kaum günstiger als Jesu Parabeln ergangen: man hat sie mangelhaft überliefert, den Zusammenhang zerrissen, falsch gedeutet, auf Grund falschen Verständnisses nachgeahmt: kann man richtige Erkenntnis ihres Wesens erwarten bei Hermeneutikern, die sich an späte Fabelsammlungen halten? Selbst einem LESSING gegenüber, den auch hier HERDER in Feinfühligkeit übertraf, werden wir als Fundament *den* Satz festhalten, den der oberflächlichste Blick auf die Quellen bestätigt, dass die Fabel nicht dem Dichter ihren Ursprung verdankt, sondern dem Redner. Nicht gesungen oder geschrieben worden sind die ältesten Fabeln, sondern gesprochen, erfunden im Augenblick und für den Augenblick und nicht um eine Weisheitsregel oder einen ethischen Lehrsatz anschaulich vorzutragen, sondern um eine schwierige Situation, in der sich der Redner befand, zu klären, um ihr die Auffassung und Beurteilung, die er wünschte, zu sichern. (98 f.)

So lange die Fabel Fabel bleibt, will sie nicht zur Unterhaltung, sondern zur Belehrung dienen, und das nicht durch Einprägung der langweiligen abstrakten Morallehren oder Klugheitsregeln, die z.B. PHAEDRUS schon seinen Fabeln anhängte, sondern durch Herausbildung (*eines* gereiften Urteils für die unzähligen Schwierigkeiten des eignen Lebens). Die Bildhälften guter Fabeln mochte sich der gelehrige Hörer aufheben, um bei ähnlichen Gelegenheiten sein Thun oder Lassen wiederum daneben zu stellen: sie verlangen als Ergänzung eben nicht einen allgemeinen Satz, der in ihnen steckt oder über ihnen liegt, sondern einen gerade so besonderen Fall aus der Gegenwart wie der, den sie aus grauer Vorzeit berichten. HERDER hat wahrlich Recht mit seinem Satz/ eine richtige Fabel sei eigentlich nur die »zusammengesetzte« !

Wer diese Ausführungen über die Fabel anerkennt, wird sich der Gleichsetzung der *erzählenden παραβολαί* Jesu mit den Fabeln nicht mehr widersetzen. LESSING zwar und viele Neuere behaupten, die Parabel begnüge sich mit der Möglichkeit (...) Gefährlicher indess ist der Widerstand aus theologischen Motiven. Da liebt man es die Fabel tief unter die Parabel herabzusetzen, sofern jene die größten Unmöglichkeiten zur Schau trage, redende, denkende, mit freiem Willen begabte Tiere, wogegen die Parabel nie die Grenzen des Möglichen, der Wahrheit überschreite. Nun ist aber Fabel und Tierfabel nicht eins; es giebt genug Fabeln, in denen Tiere gar nicht oder doch nur, wie in Jesu Parabeln Schweine, Hunde, Schafe, in einer ihrer Natur entsprechenden Rolle auftreten; sodann ist selbst die Tierfabel keine schöne Verletzung der Wahrhaftigkeit, sondern, wie oben gesagt, eine künstlerische Personifikation, eine edle Prosopopöie, die den Gewohnheiten und dem Charakter jedes Tieres gerecht wird. (100)

Die »Parabeln« Jesu stehen künstlerisch, rhetorisch durchschnittlich höher als die des Nathan, der wir die in Jes 5 an die Seite stellen könnten. Jesus erzählt da wie die Fabulisten Aesop, Stesichoros, »Bidpai« eine Begebenheit *aus* dem täglichen Leben, doch nicht, um den Hörern

die Zeit zu vertreiben, sondern *nach* dem Leben, mit strengster Beobachtung der Wahrscheinlichkeit. Nun tritt in jedem richtig aufgefassten Vorgang des Lebens ein Gesetz, ein festes Verhältnis zu Tage, und dies Gesetz, diese Ordnung soll der Hörer bemerken, um sie dann auch auf höherem Gebiet, dem des religiösen, des inneren Lebens zu erkennen und sich nach ihr zu richten. Von Deutung kann in den Parabeln keine Rede sein. Wir sollen gerade ganz in die Situation uns hinein versetzen, die uns vorgezeichnet wird, den Hausherrn in Mt 20 bei seinen Gängen auf den Markt begleiten und wiederum die Arbeiter, wie sie truppweise antreten, um im Weinberg zu hacken, wir sollen die Auszahlung mit ansehen -ohne jeden Nebengedanken, um zuletzt, wenn im Abenddunkel Arbeiter, Hausherr, Schaffner und Weinberg vor unsern Augen versinken, an das einleitende: »das Himmelreich ist ähnlich so einem Hausherrn«, zu gedenken (. . .) Mehrfach zeigt noch die Tradition, wie sie ein gewisses Gefühl dafür bewahrt hat, dass die Aehnlichkeit zwischen Bild und Sache in der Parabel auf der Gleichheit des Gesetzes beruht, das in beiden erscheint; daher solche Zufügsel hinter den Parabeln, wie sie bei den Fabeln unter dem Namen der Epimythion begegnen (...) Aber diese »Deutegnomen« sind nicht viel bedeutender und sicherer als jene Epimythien; zuweilen offenbar falsch (...) Sie sind eben nur ein sehr notdürftiger Ersatz für verloren gegangenes Wichtigeres. Christus hat mindestens einen Teil seiner Parabeln so erzählt, wie ursprünglich jede Fabel erzählt worden; bei einem bestimmten Anlass, wo seine Himmelreichsgenossen Unkenntnis ihrer Pflichten zeigten, hat er ihr Urteil und dadurch ihr Verhalten zunächst bezüglich des vorliegenden Falles zurechtrücken wollen, indem er ihnen eine erdichtete Geschichte vorführte, einem ihnen durchaus zugänglichen Gebiet des niederen Lebens entnommen (. . .), wo ihr Urteil nicht schwanken konnte, wo sie alles in der Ordnung fanden, um ihnen dann zu sagen: Nun, in dem uns jetzt'beschäftigenden Falle gilt dieselbe Ordnung, denn da findet Ihr dieselben Verhältnisse. Leider hat man uns nicht aufbewahrt, wann und zu welchem Vorfall der Herr seine Parabeln erfunden habe; höchst selten machen derartige Nachrichten über den Anlass zu einer solchen Erzählung den Eindruck der Glaubhaftigkeit; für gewöhnlich ist der Nagel, an den Jesus selber die Parabel gehängt hatte, ausgerissen und verloren gegangen. (103 f.)

Die Parabel deutet, sie kann nicht gedeutet werden. Dass einmal zufällig ein Begriff der Bildseite auch noch besondere Aehnlichkeit mit einem entsprechenden der andern Seite aufweist, kommt selbstverständlich vor, braucht aber nicht vom Fabulisten beabsichtigt, nicht einmal bemerkt zu sein; nie haben wir ein Recht, in seinem Namen über solche Aehnlichkeiten zu philosophieren, wenn er nicht ausdrücklich selbst darauf hinzeigt. (106)

Die Ergebnisse unserer Untersuchung sind: Was die Synoptiker *παραβολή* nennen, ist eine Gattung von Bildreden, die im vierten Evangelium fast gänzlich mangelt. Die *παροιμίαι* des Joh sind den synoptischen *παραβολαί* am wenigsten verwandt. Die Auffassung der Evangelisten von dem Wesen dieser Reden ist unhaltbar, *λόγοι σκοτεινοί*, die stets einer speziellen *λυσις* bedürfen, sind sie keineswegs. Wenn uns jetzt Einiges an ihnen unklar bleibt, so trägt die Schuld daran lediglich die mangelhafte, abgerissene, fragmentarische Überlieferung. Eine richtig und vollständig erhaltene *παραβολή* bedarf keines deutenden Wortes, verträgt nicht einmal eins, denn alles in ihr ist deutlich. Namentlich in dem bildlichen Teil, d. h. dem, der von der Phantasie des Sprechenden geschaffen oder doch herbeigezogen wird, ist jedes Wort eigentlich zu verstehen. Die *παραβολαί* sind rhetorische, nicht poetische Formen. Drei Klassen sind unter den synoptischen »Parabeln« zu unterscheiden, von denen zwei eine frei erfundene Erzählung, eine eine allgemein anerkannte Erfahrung aus dem Gebiet des täglichen Lebens bieten. Letztere ist das Gleichnis, die andern sind die Parabel im engeren Sinne, d. h. die Fabel im Dienst religiöser Ideen und die Beispielerzählung. Die Grundform von allen ist die ebenfalls bei Jesus nicht seltene Vergleichung. Wie jede *παραβολή* ein einheitlich geschlossenes Ganzes ausmacht, will jede auch nur *einen* Satz, *einen* Gedanken, sei es durch eine von fremdem Boden hergeholte Stütze befestigen, sei es durch

Individualisierung veranschaulichen und einprägen. Eine absonderliche Lehrweise oder Redeweise hat Jesus in diesen *παραβολαί* nicht für sich ersonnen; zahllose Analogia zu jeder Art derselben liegen aus allen Litteraturen uns vor, und keinen mystischen Dunst ziemt es sich um seine Parabelreden zu hüllen. Nicht in irgend einem Formellen, sondern im Inhalt liegt die Domäne des Gottessohns; er hat nicht neue Schläuche, sondern neuen Wein uns mitgebracht. Seine Bilder bewegen sich auf den Gebieten des täglichen Lebens, scheuen sich auch nicht, das Niedrige, das Sündige zu benutzen: »alles ist Euer« lautet ihr Grundsatz; um Klarheit auszugießen über das Hohe und Göttliche, über Angelegenheiten und Gesetze des Gottesreichs, um das Himmlische seinen sinnbefangenen Hörern zugänglich zu machen, hat er freundlich von dem Allbekannten sie aufwärts geleitet zu dem Unbekannten, hat er an *den* Bändern der Aehnlichkeit ihre Seelen von dem Gemeinen hinaufgezogen zum Ewigen. Die ganze Welt, auch das Weltliche in ihr, hat er in seinen Dienst genommen mit königlicher Grossherzigkeit, um die Welt zu überwinden, mit ihren Waffen hat er sie geschlagen. Kein Mittel hat er unversucht gelassen, kein Mittel des Wortes, um das Wort seines Gottes an und in die Herzen seiner Hörer zu bringen, nur die Allegorie, die nicht verkündigt, sondern verhüllt, die nicht offenbart, sondern verschliesst, die nicht verbindet, sondern trennt, die nicht überredet, sondern zurückweist, diese Redeform konnte der klarste, der gewaltigste, der schlichteste aller Redner für seine Zwecke nicht gebrauchen, (117f..)

DITHMAR, Reinhard. *Texte zur Theorie der Fabeln, Parabeln und Gleichnisse*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag. S. 197-202.